

Postkoloniale Perspektivierung der Soziologie

Von Äpfeln und Birnen in der gegenwärtigen Debatte

Marius Meinhof, Manuela Boatcă

Auf die im Heft 4/2018 der SOZIOLOGIE veröffentlichte E-Mail-Debatte zwischen Julian Go und Manuela Boatcă, moderiert von Sina Farzin, folgten nicht weniger als vier Repliken in drei Jahren (Holzinger 2019, 2021; Leanza, Paul 2021; Meinhof 2020). Die zahlreichen Reaktionen zeugen weniger von einem regen Interesse an einem Dialog zum Thema als vielmehr von einer Abwehrhaltung hinsichtlich des Angebots, die Soziologie postkolonial zu reflektieren. Auf die in der E-Mail-Debatte angeführten Argumente für die Notwendigkeit einer postkolonialen Soziologie bezogen sich die Repliken kaum. Ebenso wenig gingen sie, mit Ausnahme von Meinhof 2020, auf die vorhandene Literatur zu postkolonialer Soziologie ein (vgl. Boatcă, Costa 2010; Gutiérrez Rodríguez 1999; Randeria 1999a; Reuter, Villa 2010; Steyerl, Gutiérrez Rodríguez 2003). Im Austausch über die Repliken haben wir deshalb beschlossen, den Bogen der bisher geführten Diskussion gemeinsam auf die für uns wesentlichen Argumente in der ursprünglichen Debatte sowie in der deutschsprachigen postkolonialen Soziologie-Landschaft zurückzuführen.

Im Folgenden bekräftigen wir, dass eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der Geschichte eines in die Vergangenheit delegierten Kolonialismus alleine noch keine postkoloniale Soziologie darstellt, und plädieren stattdessen für eine post- und dekoloniale Perspektivierung der Soziologie als Erkenntnismethode. Eine solche Perspektivierung erlaubt aus unserer Sicht zweierlei: einerseits, sowohl die nationalstaatliche Zentriertheit als auch den kolonialen Blick auf nicht-westliche Gesellschaften als Produkte eines bestimmten institutionellen Konstituierungsprozesses der Soziologie als wissenschaftliche Disziplin zu reflektieren; andererseits, die Soziologie systematisch als relationale, geschichtssensibilisierte, globale Soziologie der Macht

neu zu denken (Boatcă, Costa 2010: 84 f.). In den Worten von Walter Mignolo geht es bei Dekolonialität darum, »die Bedingungen der Auseinandersetzung zu verändern, und nicht nur deren Inhalt« (Mignolo 2011). Dieser Position schließen wir uns an. Die Soziologie des Kolonialismus mit einer postkolonialen Soziologie gleichzusetzen und letztere deshalb als nichts Neues und nichts grundlegend anderes zu betrachten, heißt für uns hingegen, Äpfel und Birnen miteinander zu vergleichen.

Der Begriff »postkolonial« verweist auf die Umgestaltung der ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse, die der Kolonialismus in ehemaligen oder bestehenden Kolonien wie auch in den Metropolen ausgelöst hat und die bis heute nachwirken. Dabei machen post- und dekoloniale Perspektiven auf die Verschränkung von Macht und Wissensproduktion im Kontext kolonialer und imperialer Verhältnisse aufmerksam (Coronil 2004; Gutiérrez Rodríguez 1999). Dass Wissen standortgebunden ist, heißt in postkolonialer Sicht, dass markierte wie unmarkierte Positionen in kolonial tradierte Machtstrukturen eingeschrieben sind:

»Es sind also keineswegs nur die ›Anderen‹ ethnisch, nicht nur die Frauen geschlechtlich, nicht nur der ›Süden‹ auf einer Landkarte verortet – auch Männer sind geschlechtlich konstituiert, auch ist Weiß-Sein Effekt komplexer und sehr wirkmächtiger rassistischer Konstitutionen, auch ›der deutsche Soziologe‹ ist ethnisch, national usw. positioniert« (Reuter, Villa 2010: 14, Herv. i. O.).

Der Postkolonialismus als Begriff und Perspektive hebt also – trotz bedeutender interner Differenzierungen – auf den historischen Kontext von (Kolonial-)Macht ab und leitet daraus ein politisches Programm ab, das auf den Abbau der wirtschaftlichen, sozialen, politischen, kulturellen und epistemischen Ungleichheiten abzielt, die im Zuge des Kolonialismus entstanden sind (vgl. Boatcă 2016).

Diese Perspektive ist nicht neu, sondern Teil einer langen Denktradition, die auch Wurzeln in der Soziologie hat, jedoch selten als zentrales soziologisches Paradigma wahrgenommen wurde, weil eine in Trennungen von Europa/Nicht-Europa befangene Soziologie das Koloniale meist außerhalb Europas, und qua eurozentrischem Fehlschluss daher außerhalb der idealtypischen Moderne verortete. Go, dessen Arbeit von Holzinger als »alter Wein in neuen Schläuchen« kritisiert wurde, verweist auf Arbeiten aus den 1950ern oder sogar etwa auf C.L.R. James' Arbeit über die Haitianische Revolution in den 1930ern (Go 2016; Meinhof 2020: 414) und zeigt eine (verschüttete) postkoloniale Denktradition in der Soziologie, die sich bis auf W.E.B. Du Bois zurückverfolgen lässt (Go 2016). Auch Boatcă, Farzin und Go (2018)

weisen wiederholt auf die Anschlüsse an Dependenztheorien und die Welt-systemanalyse hin. Dennoch wird Postkolonialismus in der Soziologie weiterhin regelmäßig als *Import* verstanden oder als empirische Arbeiten über einzelne Kolonien fehlinterpretiert.

Vor diesem Hintergrund hat Meinhof (2020) explizit in Replik auf Holzingers Argument, dass Go und Boatcă keine Neuerung in die Soziologie einbrächten, Gemeinsamkeiten postkolonialer Autor*innen herausgearbeitet, um zu verdeutlichen, dass Postkolonialismus als soziologisches Paradigma gelesen werden kann: als soziologisch, weil klassische Fragen der soziologischen Theorie aufgeworfen werden, und als vollwertiges Paradigma, weil es sich nicht *nur* um eine Bindestrichsoziologie des Kolonialismus handelt, sondern um einen Ansatz, der Gesellschaft, Moderne, das Soziale usw. auf neue Weise beschreibt. Daher verdeutlichte Meinhofs Text bei der Darstellung des sehr heterogenen Diskurses der post- und dekolonialen Theorien besonders »irritierende« beziehungsweise für Soziolog*innen möglicherweise »neuartige« gemeinsame Anliegen des Postkolonialismus. Ähnlich waren Boatcă und Costa (2010) vorgegangen, als sie, auf dem Plädoyer für eine explizit postkoloniale Soziologie sowie für eine dezidiert postkoloniale Soziologie aufbauend, ein Programm für die postkoloniale Perspektivierung des Faches auf der Makro-, Meso- und Mikroebene entwarfen. Auch Meinhof (2020) betont Perspektivierung statt reiner empirischer Lückenfüllung, und stellt deshalb gemeinsame theoretische Nenner der ansonsten höchst heterogenen postkolonialen Arbeiten sowie deren Relevanz für soziologische Theorien der Moderne dar.

Die anschließend veröffentlichte Replik durch Paul und Leanza zeigt demgegenüber eine Abwehrhaltung, die explizit einer »Grundsatzdebatte im Vorhinein den Wind aus den Segeln nehmen« möchte (Leanza, Paul 2021: 152), indem sie sich gar nicht erst auf eine theoretische Reflexion der eigenen Begriffe einlässt. Die Autoren werfen dabei postkolonialen Arbeiten Vereinfachungen und Essentialisierungen vor, denn durch die These der »genuin kolonialen« (Meinhof 2020: 413) Moderne werde »das Narrativ einer endogenen Entwicklung der Moderne in Europa bzw. dem Westen [...] in gewisser Weise einfach umgekehrt« (Leanza, Paul 2021: 152). Dabei lassen sie sich aber von Anfang an nicht auf diese Theorien ein, sondern betrachten sie durch das vorgestanzte Raster ihrer eigenen Vorstellungen, die nicht als kontingente Theorieentscheidungen reflektiert werden. Statt tatsächliche Arbeiten postkolonialer Autor*innen wie Go oder Boatcă zu diskutieren und ge-

gebenenfalls zu widerlegen, zitieren sie mit wenigen Ausnahmen nur (Meinhof 2020), lösen die Replik aber aus ihrem Kontext heraus: Sie lesen sie nicht mehr als eine idealtypisiert-vereinfachte Darstellung postkolonialer Anliegen in Replik auf Holzinger, sondern als stellvertretend für empirische Forschung postkolonialer Autor*innen. Dabei projizieren Paul und Leanza immer wieder theoretische Vorannahmen aus den von ihnen bevorzugten *New Empire Studies* auf postkoloniale Theorien, die mit anderen Vorannahmen und theoretischen Setzungen über die Beschaffenheit von Raum, Wissen und Macht arbeiten.

Damit läuft der Text aber Gefahr, eine Grundlage für Missverständnisse in späteren Debatten um Postkolonialismus zu schaffen. Dieser Debatte wird man wohl nicht mehr den Wind aus den Segeln nehmen können, aber wenn sie ohne grundlegende Reflektion theoretischer Begriffe und Erkenntnisinteressen geführt wird, könnte sie sich in kontraproduktiver Weise entwickeln. Wir möchten im Folgenden daher noch einmal weit verbreitete Positionen postkolonialer Theorien über relationalen Raum und produktive Macht in bewusster Vernachlässigung der Unterschiede zwischen den einzelnen Theorien herausarbeiten um zu vermeiden, dass die soziologische Debatte um Postkolonialismus im Vorfeld schon über etwas völlig anderes diskutiert. Dass manche Soziolog*innen nach eingehender Lektüre und ohne jegliche Missverständnisse dennoch statt postkolonialer Soziologie andere Ansätze bevorzugen werden, ist dabei in einem multiparadigmatischen Fach selbstverständlich.

Relationaler Raum

Paul und Leanza sehen die postkoloniale Suche nach neuen Begriffen zur Beschreibung der modernen Gesellschaft als Essentialisierung von Kulturen, weil sie impliziere, dass »die europäischen Kolonien in Übersee und ihre Effekte auf die metropolitanischen Gesellschaften« zu »andersartig« seien, um mit »herkömmlichen« Begriffen beschrieben zu werden (Leanza, Paul 2021: 161). Aus erkenntnistheoretischer Sicht stellt sich hier die Frage, was in einer multiparadigmatischen Disziplin wie der Soziologie als »herkömmliche Begriffe« gelten soll, und ob heutige Grundkategorien der Soziologie wie Webers Begriffe von Verstehen und Erklären jemals solche geworden wären, wenn man sie vorher auf ihre Herkömmlichkeit hin geprüft hätte

statt auf ihren analytischen Nutzen. Heute werden sie jedoch wie selbstverständlich in soziologischen Texten unterschiedlicher Sprachen im deutschen Original verwendet. Auf theoretischer Ebene ist Paul und Leanzas Kritik deshalb überraschend, weil ein kurzer Blick auf die durch postkoloniale Arbeiten eingeführten theoretischen Begriffe, etwa Orientalismus (Said 1978), Kolonialität (Quijano 2008), Hybridisierung (Bhabha 2012) oder eine Lektüre von Meinhofs Ausführungen zum genuin globalen Charakter der Moderne (Meinhof 2020: 143) sofort verdeutlicht hätte, dass es bei den neuen analytischen Begriffen nicht um die Beschreibung von »Kolonien in Übersee« geht, sondern dass die Eigenschaften globaler Machtbeziehung analysiert werden.

Dieses Missverständnis speist sich aus theoretischen Raumvorstellungen, die in der Debatte unreflektiert mitgetragen werden, insbesondere, ob das Koloniale »in« einem Containerraum der Kolonie zu verorten ist, dementsprechend, ob eine Theorie des Postkolonialen eine Theorie »über« ehemalige Kolonien ist. Paul und Leanza versuchen im Sinne eines Containerraums, komplexe und langwierige Prozesse wie den Kolonialismus, die industrielle Revolution, die Entstehung moderner Staatlichkeit oder der Demokratie jeweils entweder in Europa oder in den Kolonien zu verorten (Leanza, Paul 2021: 155 f.). Postkoloniale Arbeiten interessieren sich dagegen oft für eine genealogische Analyse und Kritik von Regimen des Othering, der Ausgrenzung, der Rassifizierung, die unter anderem auch durch die Konstruktion klar abgrenzbarer Räume und der vereindeutigenden Zuordnung von Menschen, Kulturen, Ideen usw. als »ursprünglich« in diesen oder jenen Raum gehörig wirken. Daher wird Raum in vielen Arbeiten im Sinne des *spatial turn* als Produkt sozialer Beziehungen verstanden. Europa als ein fester Raum, in dem etwas geschieht und in dem sich alle zur Analyse Europas notwendigen sozialen Prozesse erschöpfen, wird dabei zum Beispiel in der Forschung zu transnationaler Migration als unzulässig kritisiert. In der post- und dekolonialen Forschung werden stattdessen geteilte Geschichten (Bhambra 2007; Randeria 1999b; Subrahmanyam 1997), Verflechtungen (Randeria 2002; Santos, Boatcă 2022) oder Relationen (Go 2016) untersucht. Diese lassen sich zum Beispiel rekonstruieren, indem die Bewegungen von Menschen, Ideen, Objekten oder Kapital verfolgt werden, um dann zu sehen, welche Räume durch diese Verflechtungen geschaffen werden. Das ist etwa Ideen der *multi-sited ethnography* (Marcus 1995) oder der von Reckwitz 2004 beschriebenen »Logik der Grenzüberschreitung« in den Kulturtheorien nicht unähnlich.

Allerdings legen postkoloniale Argumente im Vergleich zu anderen Ansätzen einen zusätzlichen Fokus auf Grenzziehungen, nicht als Folge von feststehenden Unterschieden etwa zwischen Europa und den Kolonien, sondern als zu untersuchende (und oft: zu kritisierende) Praktiken innerhalb globaler Verflechtungsprozesse (Santos 2007). Sie setzen einen relationalen Raum voraus, in dem systematisch ungleiche Interaktionen zwischen Metropolen und Kolonien zugleich den diskursiven Rahmen für die Konstruktion des Modernen und des Nicht-Modernen vorgeben und diese Interaktionen dabei über eine Konstruktion und Naturalisierung von Grenzen in scheinbar offensichtliche »Räume« teilt. Das Konzept der verwobenen Modernen in Europa und seinen Kolonien begreift also »die wechselseitige Konstitution, Abhängigkeit und (bisher vernachlässigte) Beeinflussung der Entwicklung auf beiden Seiten als konstitutiven Zusammenhang auch für die Entstehung der Moderne im Westen« (Randeria, Fuchs, Linkenbach 2004: 30).

Das betrifft auch die Frage, was »in« Europa stattfindet und was »außerhalb«, weil dies von sozial konstruierten Setzungen über die Grenzen Europas abhängt. Eine postkoloniale Perspektivierung macht deutlich, dass es innerhalb der abstrakten Universalie »Europa« mindestens seit der Kolonialexpansion iberischer Mächte (un)bedeutendere Europas mit unterschiedlichen, wechselnden und sehr ungleichen Rollen bei der Definition der vorherrschenden europäischen Identität und Episteme gab (Boatcă 2021a, 2010). Das Etikett »Europa« schließt seit dem Wechsel der Hegemonie von den iberisch-katholischen zu den angelsächsisch-protestantischen Kolonialmächten im 18. Jahrhundert immer Nordwesteuropa und seine weißen Bevölkerungen ein; Südeuropa, samt seinen zunehmend geschwächten Kolonialreichen und dem maurischen Erbe, wird ab dann allmählich aus dem westlichen Zentrum und somit auch aus der dominanten europäischen Identität herausdefiniert; Zentral- und Osteuropa müssen bis heute explizit genannt werden, um von »Europa« mitgemeint zu sein, ohne jedoch damit auch die Definitionsmacht zu teilen; während Black Europe, die Schwarze Bevölkerung Europas und ihre Jahrhunderte alten Kämpfe um Anerkennung und Rechte in vielen europäischen Sprachen – einschließlich Deutsch – als soziale Realität erst begründet, argumentativ verteidigt, und erklärt werden muss (vgl. Hine, Keaton, Small 2009). Zu diesem fragmentierten Europa, jedoch nicht zum unmittelbaren Verständnis davon, gehören auch die siebenundzwanzig Kolonialbesitztümer weltweit, die noch heute unter der direkten Kontrolle von EU-Mitgliedsstaaten und Großbritanniens stehen (Boatcă 2019: 108 f.).

Weil postkoloniale Theorien diese Grenzziehungen kritisch reflektieren, tauschen sie die im »Containerraum-Verständnis« befangene Frage, wo genau sich die Moderne ursprünglich verorten lässt (in Europa oder außerhalb) gegen einen Blick auf globale Verflechtungs- und Zirkulationsprozesse ein. Das gilt gerade auch für die positiv besetzten Seiten der Moderne, die dadurch nicht mehr in einem Ursprungsdiskurs als Errungenschaft eines Volkes konstruiert werden müssen. Demgegenüber betrachtet die postkoloniale Soziologie die geteilte Geschichte verwobener Modernen, die in einem kolonial globalisierten Europa zeitgleich mit den damit verflochtenen kolonialen Räumen und ihren antikolonialen Kämpfen Gestalt annahm (Santos, Boatcă 2022). Zum Beispiel lässt sich zeigen, dass das Verständnis inklusiver Staatsbürgerschaft und universaler Menschenrechte entscheidend durch kolonisierte Gruppen geprägt wurden, etwa durch die Haitianische Revolution (James 1938; Go 2016), aber auch viel später etwa durch chinesische Diplomaten (Waltz 2001),¹ die jeweils aus ihren kolonialen Exklusionserfahrungen heraus auf eine universale Begründung dieser Rechte pochten. Dass damit »kolonial(isiert)e Akteure sich in Europa entwickelte Konzepte aneigneten«, wie Paul und Leanza argumentieren (Leanza, Paul 2021: 156), ist ein Kurzschluss, der in der Literatur, die sie selbst zitieren, bereits lange dekonstruiert wurde (vgl. Buck-Morss 2000). Nicht nur machte die haitianische Revolution eine bis dahin »undenkbare«, das heißt, eine durch versklavte schwarze Menschen als politische Subjekte getragene Geschichte möglich (vgl. Ehrmann 2012; Trouillot 1995). Die erste Verfassung von St. Domingue als unabhängige Republik Haiti zielte im Jahre 1805 sogar ins Zentrum einer auf Universalismus basierenden Vorstellung von Menschenrechten. Die haitianische Revolution war, ähnlich wie die Französische Revolution, mit brutaler Gewalt gegen echte oder vermeintliche politische Gegner verbunden, und stand damit keinesfalls außerhalb des globalen Zirkels staatlich organisierten Mordens. Doch die durch sie neu gedachten universalen Kategorien von Staatsbürgerschaft haben wiederum spätere Vorstellungen inspiriert und wirken im heutigen Verständnis von Staatsbürgerschaft fort (vgl. Buck-Morss 2000; Boatcă 2021b). Das heißt nicht, dass inklusive Vorstellungen

¹ Eine Ironie sei hier bemerkt: Eurozentrische Insistenz auf dem exzeptionell *europäischen* Ursprung der Menschenrechte korrespondiert heute mit Versuchen der chinesischen Regierung, Menschenrechte als »westlich« und für die chinesische Kultur als »unpassend« darzustellen, um sich gegen Kritik zu immunisieren. Beide Haltungen löschen aus völlig unterschiedlichen Gründen gemeinsam die Globalität unserer heutigen Vorstellungen von Menschenrechten aus, basierend auf einer ähnlichen Logik der »Trennung« globaler Verflechtungen in die Containerräume China/Westen.

von Staatsbürgerschaft *in* Haiti erfunden sind und Autor*innen *in* Europa sich diese Idee nur aneigneten, sondern dass die Idee selbst in global geteilten Geschichten entstanden ist und nicht durch das Raster einer in Containerräumen denkenden »Ursprungssuche« verstanden werden kann. Paul und Leanza unterschätzen die Globalität dieser Phänomene und führen gerade dann, wenn sie sich einem kolonialen Kontext widmen, einen problematischen »Ursprungsdiskurs« wieder ein.

Wissen und produktive Macht

Ähnliches gilt für die Frage nach Wissen und Macht. Für Paul und Leanza steht eine koloniale Herrschaftsideologie einem »Bemühen um Fremdverstehen« (Leanza, Paul 2021: 159) gegenüber, also gleichsam Macht/Ideologie gegenüber Wissen. Durch dieses Raster betrachtet erscheint eine Betonung der kolonialen Episteme im Diskurs der Moderne als Vereinfachung, nämlich als eine Reduktion kolonialer Diskurse auf Ideologie. Entsprechende postkoloniale Arbeiten basieren aber meist auf Foucaults Idee einer »produktiven Macht«, oft vermittelt über Said (1978). Diese produktive Macht zeigt sich gerade auch in ernsthafter, detaillierter Forschung über die »Andersheit« der Kolonisierten, ihre vermeintlich »exotischen« Sitten usw. Das zeigt sich gerade im Kulturrelativismus und in der (früheren) Ethnologie, die Paul und Leanza als Beispiele für nicht-koloniale Verstehensbemühungen aufführen.

Der Fokus auf produktive Macht ermöglicht eine Genealogie fortwirkender kolonialer Wissensstrukturen in der Gegenwart. Das beinhaltet Perspektiven auf koloniale Macht-Wissens-Regime und ihr Fortleben in gegenwärtigen Formen der Exklusion, aber auch einen Blick auf ihre Transformation, ihre Lokalisierung, Hybridisierung usw. sowie auch auf Formen des Widerstands und Momente des Scheiterns kolonialer Macht. Somit lässt sich in der Moderne sowohl der Einfluss kolonialer Trennungsdiskurse untersuchen als auch der von Kritik am Kolonialismus sowie von anti-kolonialen Bewegungen, die ebenfalls systematisch auf koloniale Erfahrungen bezogen waren.

Zum Beispiel widmete sich Boatcă Max Webers Theorie von Ethnizität, mit dem Ziel, die Abwesenheiten, blinden Flecken und Exklusionsgesten zu bestimmen, die Webers klassische Analyse in der Soziologie der Ungleichheit allgemein sowie der Soziologie der Rasse und Ethnizität im Besonderen

hinterlassen hat (vgl. Boatcă 2013; 2017). Mithilfe einer Rekonstruktion von Webers Konzeption von Rasse und Ethnizität verknüpft sie seine allgemeine Sozialtheorie und seinen besonderen Blick auf rassische und ethnische Fragen miteinander. Anhand einer postkolonialen Perspektivierung zeigt Boatcă, dass die theoretischen und politischen Ansichten Webers nicht nur eng miteinander verbunden und im kulturellen Kontext des imperialen Deutschlands sowie in Webers spezifischer nationaler Perspektive zu situieren sind. Vielmehr ist Webers erklärte Position, »vom Standpunkt des Deutschtums« aus zu sprechen und sich deshalb gegen die polnische Arbeitsmigration im Besonderen und die »gewaltige Immigration unzivilisierter Elemente aus Osteuropa« im Allgemeinen zu stellen, ein Paradebeispiel für die inzwischen klassische postkoloniale Kritik Edward Saids: Westliches akademisches Wissen könne lediglich als universal, allgemeingültig und nicht-situiert konstruiert werden, indem zugleich nicht-westliches Wissen als lokal, partikular und damit nicht-generalisierbar degradiert wird. Dabei beziehen sich Webers Aussagen zur osteuropäischen Migration auch explizit auf die Unterscheidung zwischen Kulturvölkern – als zivilisiertes Menschentum – und Naturvölkern – als barbarisches Menschentum –, die für koloniale Diskurse zentral waren. Solche Perspektivierungen dienen aber nicht dem Zweck, Webers Werk als Ganzes zu delegitimieren, sondern zu reflektieren, wie koloniale Denkkategorien auch in einem um »Wertfreiheit« bemühten soziologischen Diskurs Halt finden und dort auch innereuropäische Hierarchisierungen ermöglichen oder reproduzieren.

Anders als beim Sortieren in »ideologische« und »verstehende« Ansätze wird es so möglich, Theorien der Soziologie nicht pauschal zurückzuweisen, sondern sie zu überarbeiten, um die ihnen inhärenten Elemente der Kolonialität zu überwinden – das versuchen etwa Go in Bezug auf eine Dekolonisierung Bourdieus (Go 2013), Boatcă in Bezug auf Weber (Boatcă 2013) und mehrere Beiträge bei Reuter und Villa (2010). Polemisch formuliert: Kant, Weber oder Durkheim gehören nicht in die Mülltonne, sondern sollten wieder aus dem Regal geholt und neu gelesen werden, nun aber mit einer Sensibilisierung für den kolonialen Kontext, in dem sie ihre Theorien entwickelten, und mit der Absicht, ihre theoretischen Vorannahmen zu dekolonisieren.

Vor dem Hintergrund einer ähnlichen postkolonialen Perspektivierung betont Meinhof (2017; 2021), dass der Begriff der Modernisierung, der heute teilweise als Inbegriff eurozentrischen Denkens gilt, durch chinesische anti-koloniale Debatten des frühen 20. Jahrhunderts genutzt wurde, um Utopien

einer selbstbestimmten Zukunft zu artikulieren und für emanzipative Bewegungen zu mobilisieren (Meinhof 2021). Zugleich akzeptierten sie dabei aber die Deutung von militärischer Schwäche als zivilisatorische »Rückständigkeit«, und die Idee einer unausweichlichen Notwendigkeit der Selbst-Transformation der Rückständigen, die aufgrund ihrer inhärenten Polyvalenz später auch als Grundlage für autoritäre Machtmodelle dienen konnte (Meinhof 2017). Meinhof hat daher das Konzept der »kolonialen Zeitlichkeit« vorgeschlagen, um ein Element im historischen Denken analytisch zu erarbeiten, das es ermöglicht, sich eine normativ lineare, tatsächlich aber in »fortschrittliche« und »rückständige« Orte fragmentierte Weltgeschichte vorzustellen und basierend darauf instabile Subjektivitäten zu konstruieren, die ständig zum »Aufholen« angehalten werden, aber zugleich einem Othing unterworfen werden, das sie niemals wirklich »ankommen« lässt. Meinhof argumentiert, dass koloniale Zeitlichkeit historisch untrennbar mit der Idee einer universalen, linearen Weltgeschichte verbunden ist, dieser aber eigentlich logisch widerspricht, weil Geschichte dadurch in ungleichzeitige, lokale Geschichten fragmentiert wird (Meinhof 2021). Die Betonung der paradoxen Logik dieses historischen Denkens und das Benennen eines nur analytisch unterscheidbaren Elements der kolonialen Zeitlichkeit zielen beide darauf ab, die emanzipativen Potenziale des Fortschrittsdiskurses, der für chinesische antikoniale Bewegungen sehr bedeutsam war, ernst zu nehmen, aber analytisch von denjenigen Elementen zu trennen, die es möglich machten, Unterdrückung durch die Idee der Rückständigkeit zu rechtfertigen – es geht also darum, die Idee einer besseren Zukunft vor der Idee der rückständigen Subjekte zu retten und die Möglichkeit zu schaffen, den Fortschrittsdiskurs zu dekolonisieren.

Das Machtmodell der Kolonialität

Schließlich lehnen Paul und Leanza Quijanos Begriff der »Kolonialität der Macht« (Quijano 2008) als zu abstrakt ab und werfen ihm stellvertretend für postkoloniale Theorien vor, die vielfältigen Formen kolonialer Herrschaft zu homogenisierend darzustellen (Leanza, Paul 2021: 153 f.).

Tatsächlich steht hinter Paul und Leanzas Kritik aber wieder ein Missverständnis, basierend auf einer mangelnden Differenzierung zwischen Macht und Herrschaft. Dass Quijano sich selbst nie als postkolonialen Autor

bezeichnet hätte und stattdessen eine Gründungsfigur der dekolonialen Perspektive ist, mag an dieser Stelle als eine Nuance abgetan werden. Wichtig ist aber, dass Paul und Leanza auf Grundlage ihres Interesses für vergleichende Forschung über politische Herrschaftszusammenhänge ein Konzept von staatlich organisierter Herrschaft über Territorien und Bevölkerungen, das sich für ihr Erkenntnisinteresse hervorragend eignet, nutzen und auf Quijanos Arbeit projizieren.

Quijano interessiert sich, wie viele post- und dekoloniale Autor*innen, für Äußerungen oder Aspekte gegenwärtiger Regime der Ungleichheit, Exklusion, Macht, Subjektivierung usw., die sich genealogisch auf koloniale Beziehungen zurückführen lassen. Entsprechend entwickelt er eine Theorie eines kolonialen Machtmodells (in seinen Begriffen: Kolonialität), das sich aus kolonialen Herrschaftsformen heraus entwickelte, zwischen Kolonialreichen und Imperien zirkulierte und sich in verschiedenen Herrschaftspraktiken auf verschiedene Weisen manifestierte, und schließlich das Ende kolonialer Herrschaft überlebte, um die *postcolonial condition* der Gegenwartsgesellschaft zu formen. Aníbal Quijano, der in den 1960er Jahren zu den Dependenztheoretiker*innen gehörte, entwickelte seinen Begriff der »Kolonialität der Macht« (Quijano 2016) in engem Zusammenhang mit einer Analyse eines globalen Kapitalismus als Machtmodell. Als Kehrseite und notwendige Voraussetzung der Moderne stellt Kolonialität für Quijano deshalb eine Machtbeziehung zwischen (kolonialen) Zentren und (kolonisierten) Peripherien dar, die mit der Eroberung der Amerikas im 16. Jahrhundert entstanden ist. Während jedoch die administrative Kolonisierung in besetzten Gebieten mit der Erlangung der Unabhängigkeit endet, besteht Kolonialität auch dort in Form von politischen und sozialen Hierarchien, ökonomischen Abhängigkeiten und epistemischer Gewalt gegenüber ehemals Kolonisierten fort (Mignolo 2007; Quijano 2016).

Wenn Paul und Leanza angesichts einer solchen komplexen Genealogie kolonialer Macht von unzulässigen Vereinfachungen sprechen, hängt dies damit zusammen, dass sie Quijanos Argument über die Genealogie eines Machtmodells der Kolonialität als Aussage über eine homogene formale Herrschaftsstruktur uminterpretieren. Sie betrachten – und missverstehen – Quijano dabei durch das Raster ihrer eigenen Forschung über »Imperien« aus der Antike bis in die Gegenwart, die diese Imperien vom Kapitalismus entkoppelt und aus dem historischen Kontext ihrer Genese löst, und daher mit Quijanos Analyse von Kolonialität und Dekolonialität als Dimensionen der kapitalistischen Weltwirtschaft der letzten 500 Jahre nicht vereinbar ist,

weil beide grundsätzlich völlig unterschiedliche, paradigmabhängige Erkenntnisinteressen bedienen.

Dabei sind beide Perspektiven – auf formale koloniale Herrschaft und auf die Kolonialität der Macht – für die Soziologie gewinnbringend. Innerhalb postkolonialer Soziologie lassen sie sich nicht gegeneinander ausspielen, sondern können einander ergänzen: Ohne ein Verständnis der formalen kolonialen Herrschaft ist eine Theorie kolonialer Macht auf Sand gebaut, umgekehrt benötigt aber, wie sich an Paul und Leanzas eigener Definition zeigt, eine Forschung über formale Herrschaft auch ein Verständnis kolonialer Macht. Sie definieren Kolonialismus als eine »auf Dauer angelegte Fremdherrschaft [...] in der die einheimische Bevölkerung als grundsätzlich andersartig und »minderwertig« gilt« (Leanza, Paul 2021: 155; Herv. i. O.). Dieses Verständnis von Kolonialismus als »Fremdherrschaft« erscheint aus postkolonialer Sicht problematisch, denn es riskiert, die im Kolonialismus stattfindenden Prozesse des Othering zu reifizieren – in postkolonialer Forschung soll ja beschrieben werden, wie und warum in bestimmten Konstellationen die Beherrschten zu »Fremden« gemacht wurden, während sie in anderen Konstellationen als »eigene« Bevölkerung deklariert und mit (wie auch immer begrenzten) Rechten ausgestattet wurden. Für das postkoloniale Erkenntnisinteresse erscheint damit nur noch der zweite Teil der Definition sinnvoll, nämlich die Definition von Kolonialismus über eine Klassifizierung der Beherrschten als anders oder minderwertig. Doch damit steht im Zentrum der Definition von Paul und Leanza eben ein Machtmodell, das auf einem Othering der Kolonisierten basiert und somit selbst kolonial ist.

Eine Genealogie der Kolonialität

Viele postkoloniale Theorien arbeiten also mit einer »entgrenzten«, in globalen Verflechtungen zirkulierenden, produktiven Macht des Kolonialen, weil eine solche Auffassung sich für das Anliegen einer genealogischen Kritik gegenwärtiger Formen der Ungleichheit sehr gut eignet. Das erlaubt es, höchst diverse, lokalisierte Praktiken in Bezug auf zwischen ihnen zirkulierende und ko-produzierte Machtmodelle zu untersuchen, und somit der Vielfalt der historischen Phänomene und Kontexte Rechnung zu tragen. Dies ist keine vereinfachende, sondern eine ermöglichende Perspektive, denn sie eröffnet eine Vielzahl neuer Forschungsperspektiven, und kann

komplexe Praktiken, ihre Aushandlung und ihre Transformation in den Blick nehmen, gerade auch dort, wo sie räumlich oder zeitlich über formale Kolonien hinausweisen.

Das betrifft erstens Praktiken europäischer Kolonialmächte, die räumlich über kolonisierte Territorien reichen. Beispielsweise war China nie eine Kolonie europäischer Mächte, dennoch standen die vielfältigen Praktiken der Kolonialmächte in China in engem Verhältnis zu ihren Kolonien in anderen Teilen der Welt und wurden oft durch in Kolonien anderswo eingeübte Legitimationsstrategien gerechtfertigt (Meinhof 2021). So basierte etwa extraterritoriale Rechtsprechung des *United States Court for China* auf einer legalen Fiktion Chinas als ein US-Territory, die wiederum durch den vermeintlich »barbarischen« Zustand des chinesischen Rechts legitimiert wurde (Ruskola 2008). Die extraterritoriale Rechtsprechung bediente sich also kolonialer Praktiken und Diskurse, um die spezifischen Probleme eines US-Gerichtshofes in China zu lösen, ohne dass die USA tatsächlich eine Kolonie in China besaßen. Das Konzept einer über die Grenzen von »Kolonie« hinaus zirkulierenden Kolonialität kann das »Koloniale« in derartigen Praktiken thematisieren, und ermöglicht so auch ein Verständnis chinesischer Intellektueller des frühen 20. Jahrhunderts, die von China als Kolonie/ kolonisiert (殖民) sprachen und sich über die Thematisierung gemeinsamer kolonialer Erfahrungen zum Beispiel mit indischen Autoren wie Tagore solidarisierten.

Zweitens betrifft dies aber auch Praktiken, die zeitlich über das Ende formaler Kolonien hinausweisen, denn ein Fokus auf Machtmodelle erlaubt eine Genealogie der Gegenwart, insbesondere gegenwärtiger Praktiken der Ausgrenzung, aber auch eine Genealogie der Vorstellungen über Moderne oder Identitätsbildern, die auf Othering beruhen.

Durch diese »Entgrenzung« des Kolonialen wird es zudem möglich, die Relevanz der Kolonisierten für die Entstehung der Moderne in den Blick zu nehmen, weil ein Fokus auf Kolonialität ja immer auch einen Fokus auf Widerstand, Hybridisierung, Ko-Produktion, Verflechtung und Relationalität impliziert. Meinhof (2017; 2021) hat zudem argumentiert, dass auch eine Analyse der partiellen Internalisierung und Ko-Produktion angeeigneter kolonialer Deutungsmuster durch ehemals kolonisierte Gruppen für ein Verständnis einer globalen Moderne weiterführend sein kann. Die Möglichkeit, eine derartige globale Zirkulation von sich transformierenden und immer wieder herausgeforderten/destabilisierten Elementen der Kolonialität zu be-

schreiben, ist wertvoll für postkoloniale Anliegen, denn ein Fokus auf Herrschaftspraktiken alleine würde die Handlungsfähigkeit der Kolonisierten unterschlagen und so durch die Hintertüre wieder ein eurozentrisches Modell der Diffusion einer (nun negativ bewerteten) Moderne von Europa in die Welt einführen.

Der Blick auf die globale Zirkulation von Kolonialität ermöglicht es auch zu adressieren, dass auf globaler Ebene die administrative Dekolonisierung der Welt noch nicht abgeschlossen ist und weiterhin massive Abhängigkeiten nach erkennbaren kolonialen Mustern herrschen, etwa in der Karibik (Boatcă 2019). Die meisten Gesellschaften der Karibik sind bis heute keine souveränen Staaten, sondern befinden sich auf einem Kontinuum zwischen dem Status einer Kolonie und fragmentierter oder partieller Unabhängigkeit, was für ihre Bevölkerungen mit eingeschränkten zivilen und politischen Rechten einhergeht. Ihr rechtlicher und politischer Status verkompliziert das Narrativ einer abgeschlossenen administrativen Dekolonisierung, die Kolonialismus ausschließlich in der Vergangenheit verortet. Dass dabei die Geschichte der Karibik zugleich europäische und US-amerikanische Geschichte ist, bedeutet zum einen, dass die Welt noch nie postkolonial war, zum anderen, dass sich uns ihre Bedeutung erst erschließt, wenn die Geschichte und Gegenwart kolonisierter Regionen zentraler Bestandteil der Analyse des kapitalistischen Systems werden.

Drittens kann ein Fokus auf Machtmodelle heterogene Forschungsprojekte in einen Dialog versetzen, weil er das Koloniale in gewissem Sinne »entgrenzt«. Gerade, weil sie Universalismen skeptisch gegenüberstehen, versuchen viele postkoloniale Arbeiten, an lokale Kontexte angepasst zu theoretisieren, was oft nur über detaillierte Fallstudien möglich ist (Seth 2009). Diese Idee einer detaillierten, auf qualitativen Studien basierenden theoretischen Begriffsbildung ist für die Soziologie keineswegs fremd, man denke nur an Debatten um »theoretische Empirie« in Deutschland (Kalthoff, Hirschauer, Lindemann 2019) oder an Burawoys Idee einer Theorieentwicklung in der *Extended Case Method* (Tavory, Timmermans 2009). Ein Fokus auf einem global zirkulierenden Machtmodell der Kolonialität statt auf einem System formaler Herrschaft ermöglicht die Verknüpfung derartiger Fallstudien über geteilte Forschungsfragen, geteilte Begriffe und eine ständige Re-Integration der einzelnen Forschungsergebnisse in die durch sie modifizierte Theorie.

Schluss

Post- und dekoloniale Ansätze beschäftigen sich mit einer in globalen Verflechtungen zirkulierenden, produktiven Macht des Kolonialen, das in die Gegenwart hineinreicht. Diese Theorien sind gesellschaftskritisch, weil sie die verdeckte Bedeutung des (oft vermeintlich) »nicht-europäischen« für die globale Moderne – anstatt von multiplen Modernen »anderer« Länder – in den Blick nehmen, und weil sie zugleich eine zutiefst dialektische Moderne beschreiben, in deren Inklusionsutopien oft von Anbeginn an auch Exklusionsfantasien und -praktiken eingebaut waren. Die moderne Institution der Staatsbürgerschaft ist dafür ein Paradebeispiel (Boatcă 2021b).

Vor allem sind diese Theorien aber ermöglichend – sie eröffnen die Möglichkeit für neue Forschungen zu globalen Verflechtungen, Kolonialität und zur Genealogie der Moderne. Sie erlauben es, die vermeintlich »fertigen« Theorien der Moderne neu aufzubrechen, statt nur die Skizzen vergangener Giganten mit Buntstift auszumalen. Sie ermöglichen insbesondere eine neue Reflexion, die selbst noch der letzten Gewissheit der modernen europäischen Selbstbegründung – der Vorstellung eines fixierten Europas als ursprünglichem Grund aller Moderne – den Boden unter den Füßen entzieht. Gerade an dieser Stelle ist die Kritik der Moderne von ihrer ausgeblendeten Kehrseite: der Kolonialität her eine notwendige Ergänzung. Die utopische Idee der Moderne als einer sich selbst begründenden Gesellschaft ist damit nur durch ihre Entidealisierung zu erreichen. Diese – zugespitzt auch als Entzauberung 2.0 zu verstehende Entidealisierung – ist auf das Eingeständnis der eigenen Kolonialität und der durch diese Kolonialität geschaffenen Reflexionsgrenzen angewiesen.

Paul und Leanza vertreten eine Perspektive, die das Koloniale räumlich in den Kolonien und zeitlich in den (vergangenen) großen Imperien verortet. Sie betrachten »Imperien« und teilweise auch »Kolonien«, aber gerade nicht postkoloniale Phänomene. Diese Perspektive ist zweifellos für Kolonialismusforschung relevant, insbesondere für vergleichende Imperienforschung, die durch klare Containerräume überhaupt erst die Möglichkeit gewinnt, sich Imperien als vergleichbare Einheiten vorzustellen. Problematisch ist allerdings, dass Paul und Leanza diese Perspektive verabsolutieren, statt zu reflektieren, dass Ansätze, die mit Konzepten des relationalen Raums, der produktiven Macht und von Herrschaft vs. Macht arbeiten, andere, ebenfalls relevante Arten von Forschung ermöglichen. Indem Paul und Leanza eine theoretische Debatte ablehnen und sich die Frage der Erkenntnismethode nicht stellen, projizieren sie die eigenen, nicht

als kontingent reflektierten theoretischen Vorannahmen in die Argumente postkolonialer Autor*innen. Gerade darin bestätigt sich der Eindruck, dass neben der sehr wichtigen empirischen Forschung über Kolonialismus auch eine grundlegende (erkenntnis)theoretische Debatte über die verwendeten Kategorien stattfinden muss. Anders ist eine begründete Entscheidung für die eine oder andere Herangehensweise nicht möglich.

Literatur

- Bhabha, Homi K. 2012: *The Location of Culture*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Bhabra, Gurinder K. 2007: *Rethinking modernity. Postcolonialism and the sociological imagination*. New York: Palgrave Macmillan.
- Boatcă, Manuela 2010: *Multiple Europes and the Politics of Difference Within*. In Hauke Brunkhorst / Gerd Grözinger (eds.), *The Study of Europe*. Baden-Baden: Nomos, 51–66.
- Boatcă, Manuela 2013: »From the Standpoint of Germanism«. A Postcolonial Critique of Weber's Theory of Race and Ethnicity. In Julian Go (ed.), *Postcolonial Sociology*. Bingley: Emerald Group Publishing Limited, 55–80.
- Boatcă, Manuela 2016: *Kapital aus Staatsbürgerschaft und die globale Strukturierung des Nationalen, Kapitalismus und Ungleichheit. Die neuen Verwerfungen*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 137–153.
- Boatcă, Manuela 2017: *The Centrality of Race to Inequality Across the World-System*. *Journal of World-Systems Research*, vol. 23, no. 2, 465–473.
- Boatcă, Manuela 2019: *Forgotten Europes*. In Heriberto Cairo Carou / Breno M. Bringel (eds.), *Critical geopolitics and regional (re)configurations. Interregionalism and transnationalism between Latin America and Europe*. London: Routledge, 96–116.
- Boatcă, Manuela 2021a: *Thinking Europe Otherwise. Lessons from the Caribbean*. *Current Sociology*, vol. 21, no. 3, 389–414.
- Boatcă, Manuela 2021b: *Unequal institutions in the longue durée: citizenship through a Southern lens*. *Third World Quarterly*, vol. 42, no. 9, 1–19.
- Boatcă, Manuela / Costa, Sérgio 2010: *Postkoloniale Soziologie: ein Programm*. In Julia Reuter / Paula I. Villa (Hg.), *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: transcript Verlag, 69–90.
- Boatcă, Manuela / Farzin, Sina / Go, Julian 2018: *Postcolonialism and Sociology*. *SOZIOLOGIE*, 47. Jg., Heft 4, 423–438.
- Buck-Morss, Susan 2000: *Dreamworld and catastrophe. The passing of mass utopia in East and West*. Cambridge: MIT Press.
- Coronil, Fernando 2004: *Latin American postcolonial studies and global decolonization*. In Neil Lazarus (ed.), *Postcolonial studies reader*. Cambridge: Cambridge University Press, 221–240.

- Ehrmann, Jeanette 2012: Politiken der Übersetzung Die Haitianische Revolution als Paradigma einer Dekolonisierung des Politischen. In Holger Zapf (Hg.), *Nicht-westliches politisches Denken: zwischen kultureller Differenz und Hybridisierung*. Wiesbaden: Springer VS, 109–125.
- Go, Julian 2013: Decolonizing Bourdieu: colonial and Postcolonial Theory in Pierre Bourdieu's Early Work. *Sociological Theory*, vol. 31, no. 1, 49–74.
- Go, Julian 2016: *Postcolonial thought and social theory*. New York: Oxford University Press.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación 1999: Fallstricke des Feminismus: Das Denken »kritischer Differenzen« ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik. *Polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren*, 4. Jg., Heft 1, 13–24.
- Hine, Darlene C. / Keaton, Trica D. / Small, Stephen (Hg.) 2009: *Black Europe and the African Diaspora*: University of Illinois Press.
- Holzinger, Markus 2019: Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«? *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 2, 174–184.
- Holzinger, Markus 2021: Im Westen noch immer nichts Neues. *SOZIOLOGIE*, 50. Jg., Heft 1, 66–76.
- Kalthoff, Herbert / Hirschauer, Stefan / Lindemann, Gesa (Hg.) 2019: *Theoretische Empirie: Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leanza, Matthias / Paul, Axel T. 2021: Kolonialismus und globale Moderne: Jenseits der Vereinfachungen. *SOZIOLOGIE*, 50. Jg., Heft 2, 150–165.
- Marcus, George E. 1995: Ethnography in/of the world system: The emergence of multi-sited ethnography. *Annual Review of Anthropology*, vol. 24, no. 1, 95–117.
- Meinhof, Marius 2017: Colonial Temporality and Chinese National Modernization Discourses. *Interdisciplines*, vol. 8, no.1, 51–80.
- Meinhof, Marius 2020: Postkoloniale Soziologie oder Soziologie des Kolonialismus? Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 49. Jg., Heft 4, 410–422.
- Meinhof, Marius 2021: Die Kolonialität der Moderne: Koloniale Zeitlichkeit und die Internalisierung der Idee der »Rückständigkeit« in China. *Zeitschrift für Soziologie*, 50. Jg., Heft 1, 26–41.
- Mignolo, Walter D. 2007: DELINKING. *Cultural Studies*, vol. 21, no. 2–3, 449–514.
- Mignolo, Walter D. 2011: Geopolitik des Wahrnehmens und Erkennens. (De)Kolonialität, Grenzdenken und epistemischer Ungehorsam. Übersetzung von Tom Waibel. *Transversal*, <https://transversal.at/transversal/0112/mignolo/de>, letzter Aufruf am 10. Februar 2022.
- Quijano, Aníbal 2008: Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America. In Mabel Moraña / Enrique Dussel / Carlos A. Jáuregui (eds.), *Coloniality at large. Latin America and the postcolonial debate*. Durham: Duke University Press, 181–224.
- Quijano, Aníbal 2016: Coloniality of Power and Eurocentrism in Latin America. *International Sociology*, vol. 15, no. 2, 215–232.

- Randeria, Shalini 1999a: Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie. *Soziale Welt*, 50. Jg., Heft 4, 373–382.
- Randeria, Shalini 1999b: Geteilte Geschichte und verwobene Moderne. In Jörn Rüsen (Hg.), *Zukunftsentwürfe: Ideen für eine Kultur der Veränderung*. Frankfurt am Main: Campus, 87–96.
- Randeria, Shalini 2002: Entangled Histories of Uneven Modernities: Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralism in Post-Colonial India. In Yehuda Elkana / Ivan Krastev / Elisio Macamo / Shalini Randeria (eds.), *Unraveling Ties: From Social Cohesion to New Practices of Connectedness*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 284–311.
- Randeria, Shalini / Fuchs, Martin / Linkenbach, Antje (Hg.) 2004: *Konfigurationen der Moderne. Diskurse zu Indien*. Baden-Baden: Nomos.
- Reckwitz, Andreas 2004: Die Logik der Grenzerhaltung und die Logik der Grenzüberschreitungen: Niklas Luhmann und die Kulturtheorien. In Günter Burkart / Gunter Runkel (Hg.), *Luhmann und die Kulturtheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 213–240.
- Reuter, Julia / Villa, Paula Irene 2010: Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung. In Julia Reuter / Paula Irene Villa (Hg.), *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: transcript Verlag, 11–46.
- Ruskola, Teemu 2008: Colonialism without colonies: On the extraterritorial jurisprudence of the U.S. court for China. *Law and Contemporary Problems*, vol. 71, no. 3, 217–242.
- Said, Edward 1978: *Orientalism*. New York: Pantheon.
- Santos, Boaventura d. S. 2007: Beyond abyssal thinking. From global lines to ecologies of knowledges. *Eurozine Review*, vol. 30, no. 1, 45–89
- Santos, Fabio / Boatcă, Manuela 2022: Europeanization as Global Entanglement. In Sebastian M. Büttner / Monika Eigmüller / Susann Worschech (eds.), *Sociology of Europeanization*, Berlin: Walter de Gruyter, 105–132.
- Seth, Sanjay 2009: Historical Sociology and Postcolonial Theory: Two Strategies for Challenging Eurocentrism. *International Political Sociology*, vol. 3, no. 3, 334–338.
- Steyerl, Hito / Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) 2003: *Spricht die Subalterne Deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast Verlag.
- Subrahmanyam, Sanjay 1997: Connected Histories: Notes towards a Reconfiguration of Early Modern Eurasia. *Modern Asian Studies*, vol. 31, no. 3, 735–762.
- Tavory, Iddo / Timmermans, Stefan 2009: Two cases of ethnography: Grounded theory and the extended case method. *Ethnography*, vol. 10, no. 3, 243–263.
- Trouillot, Michel-Rolph 1995: *Silencing the Past. Power and the Production of History*. Boston: Beacon Press.
- Waltz, Susan 2001: Universalizing Human Rights: The Role of Small States in the Construction of the Universal Declaration of Human Rights. *Human Rights Quarterly*, vol. 23, no. 1, 44–72.